

Tom Pättschke  
**Das andere Andere**

THELEM



Tom Pätschke

**Das andere Andere**

**Kreatürliche Grenzgebiete im  
Œuvre Franz Kafkas**

THELEM  
2022

**Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

**Bibliographic information published by the Deutsche Nationalbibliothek**

The Deutsche Nationalbibliothek lists this publication in the Deutsche Nationalbibliografie; detailed bibliographic data are available in the Internet at <http://dnb.d-nb.de>.

ISBN 978-3-945363-455-0

© 2022 THELEM Universitätsverlag  
und Buchhandel GmbH & Co. KG  
Dresden und München

Titelgrafik und Collage der Folgeseite: © Hannes Beer

<http://www.thelem.de>  
Alle Rechte vorbehalten. All rights reserved.  
Gesamtherstellung: THELEM  
Made in Germany.

*für Wiebke, Jasper und Thaddäus*



*Keine Grenze hat keine Konsequenz.*

# Inhalt

|             |   |     |
|-------------|---|-----|
| <b>I.</b>   | <b>Vorbemerkungen zum Anderen</b>                               | 9   |
| 1.1         | Der Mensch und sein ›Anderes‹                                   | 10  |
| 1.2         | An der Grenze des Anderen: der Affe                             | 13  |
| 1.3         | Das unsichere Grenzgebiet                                       | 18  |
| <b>II.</b>  | <b>Das Eigene/Andere</b>  | 27  |
| 2.1         | Grenzübertritt und Usurpation – »Ein altes Blatt«               | 30  |
| 2.1.1       | Zivilisation als Akt der Zähmung                                | 34  |
| 2.1.2       | Die kritische Zäsur: human/inhuman                              | 39  |
| 2.1.3       | Un/kenntliche Grenzen – Schaustellung und Exotik                | 45  |
| <b>III.</b> | <b>Von der Macht und dem Anderen</b>                            | 49  |
| 3.1         | »Ein Bericht für eine Akademie« und die gewalttätige Initiation | 50  |
| 3.1.1       | Unterminierung der Grenze                                       | 56  |
| 3.1.2       | Die eingeschränkte Freizügigkeit                                | 61  |
| 3.1.3       | Ein kontrastiver Einbezug – »Die Verwandlung«                   | 65  |
| 3.2         | Das Humane als geheime Spur in »Forschungen eines Hundes«       | 76  |
| 3.2.1       | Das Kulturtier Hund   | 79  |
| 3.2.2       | Über das Unbehagen in der Tier-Kultur                           | 85  |
| 3.2.3       | Der eingeborene Bürger der Lüge                                 | 93  |
| 3.2.4       | Exkurs: Wurzeln der Domestikation – »Schakale und Araber«       | 97  |
| <b>IV.</b>  | <b>Lebendige Dinge / dingliches Leben</b>                       | 103 |
| 4.1         | Überlegungen zu einer Taxonomie des Unbelebten                  | 107 |
| 4.2         | Über Ordnungen: der Mensch und seine Welt                       | 111 |
| 4.3         | Die Ambivalenz des Übergangs – »Die Brücke«                     | 117 |
| 4.3.1       | Über dem Abgrund/der Grenze                                     | 119 |
| 4.3.2       | Vom Dingwesen ›Gebrauch machen‹                                 | 124 |
| 4.4         | Gegen die Ordnung – »Die Sorge des Hausvaters«                  | 128 |
| 4.4.1       | Der Terminus ›Odradek‹  | 130 |
| 4.4.2       | Spur und Absenz der Dingkreatur                                 | 132 |
| 4.4.3       | Das lebendige Nutzding  | 137 |

|              |   |     |
|--------------|---|-----|
| 4.4.4        | Der Mensch und seine Welt(enmitte)                            | 140 |
| 4.4.5        | Odradek als Saboteur menschlicher Präpotenz                   | 146 |
| 4.5          | »Der Jäger Gracchus« als grenzenlos Überlebender              | 149 |
| 4.5.1        | Der tote Körper als dinglicher Ausnahmezustand                | 152 |
| 4.5.2        | Endlosigkeit I – die quälenden Kreise                         | 155 |
| 4.5.3        | Endlosigkeit II – der ›Tod‹ der Gedanken                      | 159 |
| <b>V.</b>    | <b>Die ›andere‹ Macht</b>                                     | 166 |
| 5.1          | Künstlerexistenz und Zwang anhand der Erzählung »Erstes Leid« | 167 |
| 5.1.1        | Kunst ›leben‹ (müssen)  | 169 |
| 5.1.2        | Der Widerspruch von Kunst und Leben                           | 174 |
| 5.2          | Aufzehrende Hingabe – »Ein Hungerkünstler«                    | 178 |
| 5.2.1        | Künstler und Öffentlichkeit                                   | 181 |
| 5.2.2        | Die versagte Einordnung                                       | 184 |
| 5.3          | Das Außerhalb des Künstlers                                   | 189 |
| <b>VI.</b>   | <b>Schlussbetrachtung</b>                                     | 196 |
| <b>VII.</b>  | <b>Index des Inhumanen im Werk Franz Kafkas</b>               | 215 |
| 7.1          | Verwendete Bände der KKA                                      | 217 |
| 7.2          | Explizites: Kreaturen / Kreatürliches                         | 219 |
| 7.3          | Implizites: Verweise und Allgemeines                          | 237 |
| <b>VIII.</b> | <b>Siglenverzeichnis</b>                                      | 255 |
| <b>IX.</b>   | <b>Quellen- und Literaturverzeichnis</b>                      | 259 |
| 9.1          | Sonstige Quellen  | 261 |
| 9.2          | Forschungsliteratur   | 264 |
| <b>X.</b>    | <b>Danksagung</b>   | 279 |



## I. Vorbemerkungen zum Anderen

Es bedarf stets eines vermeintlich Anderen, um das Eigene zu definieren. Doch die Grenze zu ziehen produziert überhaupt erst das Andere; von dem man wesensfern zu sein glaubt und demgegenüber man in der Folge unbedingt wesensfern bleiben möchte. Ein Gegensatzprinzip, welches aussagt: Ich bin nicht das Gebannte und somit Andere, bzw. das als ›anders‹ Festgelegte. Eine tatsächliche Divergenz ist jedoch nicht zwingend notwendig. Das Eigene und das Andere sind demgemäß nur kulturelle Konstrukte der Selbstvergewisserung; Instrumente der Verwaltung, Bewertung und Entwertung – Ordnungskriterien.

Im Grunde ist es immer der Mensch, der entscheidet wie, wo und ob eine Grenze einen ›Raum‹ teilt, ungeachtet ob faktisch (geografisch) oder ideell (ordnend). Dabei müssen vor allem politische und ökonomische Interessen als Wurzelwerk künstlicher Grenzziehung verstanden werden, denn keine Grenze hat keine Konsequenz. Das heißt, dass eine Demarkation stets konkreten Intentionen folgt, die sie zwar uneingeschränkt zu manipulieren, aber kaum zu legitimieren vermögen. Ob etwas gegenüber etwas Sonstigem zugehörig oder unzugehörig ist, verfügt nämlich allein der Mensch, der mithilfe einer solchen Gliederung auch die operative Entscheidung Inklusion/Exklusion mitvollzieht. Er ist sozusagen im Stande, etwas oder jemanden durch das Stigma ›anders‹ gedanklich zu exilieren, also gewissermaßen uneigen bzw. fremd(er) zu machen.

Anderssein ist aber ebenso wenig immer ein Fremdsein wie Fremdsein immer ein Anderssein ist. Fremdsein ist vielmehr eine Qualität des Nicht-Bekanntens, Anderssein hingegen eine vorsätzliche Zuordnung – eine Identifikationsmatrix. Das meint, dass das Andere gar in höchstem Maße bekannt, besser noch: vertraut sein und ungeachtet dessen zum ›Anderen‹ umfunktioniert werden kann. Das Andere im Zeichen seiner Andersartigkeit muss kollektiv oder individuell hervorgebracht werden, denn es existiert nie von sich aus.

Anders wird etwas eben erst durch eine bewusste Maßnahme, nicht durch seinen tatsächlichen Bestand. Ein »geistige[r] Kampf«, dessen Sinnhaftigkeit zweifellos infrage zu stellen ist, wie Franz Kafka in einem kurzen Notat vom 19. Oktober 1917 vermerkt. Dort spricht er von der »Sinnlosigkeit (zu starkes

Wort) der Trennung des Eigenen und Fremden im geistigen Kampf<sup>1</sup> und verdeutlicht dadurch, obgleich er auch die Bezeichnung fremd statt anders bemüht bzw. fremd/anders synonymisch denkt, ebenfalls, dass eine derartige Einteilung prinzipiell auf einem Urteilspruch basiert. Demnach ist das Andere keineswegs konsistent oder in irgendeiner Form valide, sondern eine absolut variable, adaptierbare Relationsgröße – es ist Teil einer Polarität, die durch die Installation einer Grenze konstruiert wird und in erster Linie Unterscheidbarkeiten gewährleisten soll, sich indessen aber meistens durch Ununterscheidbarkeiten selbst unterläuft.

### 1.1 Der Mensch und sein ›Anderes‹

Das Etablieren und Behaupten einer Grenze wird jeweils mit unterschiedlichster Intensität betrieben und gerade ein Reichtum an Parallelen scheint diesbezüglich eine besondere Akribie zu bedingen. Was unerwünscht allzu große Vertrautheit beschwört, nötigt den Menschen offenbar zur *Unterscheidung*; und selbst wenn diese erfolgt und eine vormalige Ganzheit der künstlichen Separierung anheimgefallen ist, beunruhigt das neu geschaffene Andere weiterhin. Es wird geradezu unheimlich, da es immer auch Komponenten dessen birgt, was man eigentlich zu sondern beabsichtigte: das »Eigene, Vertraute und Heimliche«.<sup>2</sup> Jener Gestus des Unheimlichen erwächst somit nicht aus der sterilen Antagonisten-Rolle des Anderen, sondern aus dem mehr oder minder starken, aber stets unabwendbaren Ineinandergreifen der eigens geschaffenen Einteilungsschemata. Nichts ist ausschließlich anders, denn die Kategorien eigen/anders, die eigentlich nur in Gestalt ihrer grundeigenen Binärstruktur denkbar sind, korrelieren; sie beeinflussen und enthalten einander. Von einer gemachten Grenze geschiedene Seiten von etwas sind letztlich also nie frei von Attributen ihres neu arrangierten ›Anderen‹. Dem Menschen, als das ausführende Organ jedweder Grenzziehung, ist dieser

1 Franz Kafka: Nachgelassene Schriften und Fragmente II. Hg. von Jost Schillemeit. Frankfurt am Main: Fischer 1992 (= Schriften Tagebücher Briefe Kritische Ausgabe. Hg. von Jürgen Born, Gerhard Neumann, Malcolm Pasley und Jost Schillemeit), S. 29.

2 Helmuth Plessner: Macht und menschliche Natur. Ein Versuch zur Anthropologie der geschichtlichen Weltansicht. In: Günter Dux; Odo Marquard; Elisabeth Strecker (Hrsg.): Gesammelte Schriften Bd. 5. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1981, S. 135 – 234, hier: S. 193.

Umstand zumindest latent bewusst – auch in Bezug auf sein Selbstbild. In den Worten Plessners »sieht [er] ›sich‹ nicht nur in seinem Hier, sondern auch im Dort des Anderen.«<sup>3</sup> Der Mensch erblickt in gewissem Sinne zum einen die partielle Präsenz des Eigenen im Anderen, erkennt zum anderen aber auch die eigene Kontur, spricht: sich, erst im Dort des Anderen. Er ist quasi des Nicht-Eigenen bedürftig, welches er selbst zu verantworten hat, um sich von diesem *ex negativo* ableiten, sowie ablösen zu können und auf diese Weise die Konzeption seiner selbst zu gewinnen.

Demzufolge kann festgehalten werden, dass die willentliche Setzung des Anderen ideell von ungewollten Gleichartigkeiten entledigt und ein solcher Prozess überdies etwas als ›anders‹ Festgelegtes zum Identitätsapparat und -garant verkehrt. Die Dichotomie eigen/anders ist sogar soweit habitualisiert, dass sie als tätig arbeitender menschlicher Mechanismus unentwegt zur Anwendung gelangt und ganze Bezugssysteme von Grund auf durchdringt, wie z. B. das Verhältnis zwischen Mensch und Tier. Diese intrikate Beziehung kann als Muster künstlicher Grenzziehung herangezogen werden, da sie gewissermaßen fundamental einer unilateralen Interdependenz unterliegt: Der Mensch ist Tier und Mensch und erst durch das Tier Mensch. Und das Tier, ohne seine faktische Beteiligung, erst durch den Menschen Tier. Ein geistiger Kampf *par excellence*.

Es geht hierbei um die Bezeichnung und Einteilung von Kreaturen; ein Konnex der »immer mehr ist als Theorie, immer auch Anweisung für die Praxis und Befehl zum Handeln – Gelehrsamkeit und politische Wegweisung in einem.«<sup>4</sup> Jacques Derrida verortet entsprechend bereits im Kollektivsingular »das Tier« die Urgeste der Metaphysik, auf der die anthropologische Differenz, die Mensch-Tier-Unterscheidung, sich gründen würde. Der theoretische und praktische Umgang mit Lebewesen erwachse, Derrida zufolge, aus eben dieser widersinnigen Formulierung, die »alle Lebenden« umfasse, »die der Mensch nicht als Seinesgleichen« anerkennt;<sup>5</sup> ungeachtet seiner eigenen Doppelrolle. Auch Adorno und Horkheimer verweisen auf diese grundlegende Instrumentalisierung des Tieres als das Andere des Menschen, wenn sie in *Dialektik*

3 Ebd.

4 Christian Graf v. Krockow: Der Mensch: Tier ohne Instinkt. Erinnerung an den Soziologen Arnold Gehlen: Vom Glauben an die Institutionen. In: *DIE ZEIT* 8/1984, 17. 02. 1984. Verfügbar unter: <http://pdf.zeit.de/1984/08/der-mensch-tier-ohne-instinkt.pdf> (Stand: 22. 09. 2018).

5 Jacques Derrida: Das Tier, das ich also bin. Wien: Passagen 2010, S. 61.

*der Aufklärung* formulieren: »Die Idee des Menschen in der europäischen Geschichte drückt sich in der Unterscheidung zum Tier aus.«<sup>6</sup> Was der kurze Passus prägnant umreißt, ist die Tatsache, dass der Mensch sich selbst, ergo das Humane (Eigene), durch seine stete Artikulierung von und seine fortwährende Suche nach Unterscheidungsmerkmalen zum ›Inhumanen‹ (Anderen) zu beschreiben sucht. Das Humane ist, wie es Giorgio Agamben in *Das Offene* eindrücklich schildert, immer etwas intendiert Eigenes, dass zuerst einer »Erzeugung« bedarf, die wiederum mittels der »Opposition Mensch/Tier, human/inhuman« vollzogen wird.<sup>7</sup> Das Menschliche existiert infolgedessen nur aufgrund der Konstituierung des (anderen) Tierischen, das als metaphysische, abstrakte Begrifflichkeit nicht mehr das biologisch Tierische (d. h. auch den Menschen) zu umfassen vermag oder dies überhaupt beabsichtigt, sondern vielmehr als gedankliches Reservoir für alle diejenigen Lebewesen zu fungieren hat, die ihre hierarchische Opposition zum Menschen eint. Das bedeutet, dass ›das Tier‹, wie Derrida es auszudrücken weiß, nur »ein Wort« ist, »eine von Menschen eingeführte Benennung, ein Name, den dem anderen Lebewesen zu geben sie sich das Recht und die Autorität verliehen haben.«<sup>8</sup>

Der human/animale Bruch wird in dieser Form also andauernd sprachlich fundiert, sein zentrales Moment ist allerdings die initiale Bestimmung der Grenze, die, bezeichnend für ein System des Eigenen und Anderen, keine vollends trennscharfen oder legitimen Seiten bzw. Areale bewirken kann. Zudem ist die Trennung Mensch/Tier, human/inhuman nicht nur eine Verwaltung von Lebewesen (außen), sondern auch von Lebensweisen (innen), denn die instituierte Dichotomie greift in gleicher Weise bezüglich der als ›tierisch‹ eingestuften Wesensanteile, Eigenarten und Seinsweisen *im* Menschen selbst.

Es ist also in vielerlei Hinsicht äußerst treffend, wenn Agamben die Mensch-Tier-Unterscheidung als »bewegliche Grenze« veranschaulicht, die »vornehmlich das Innere des Menschen« durchzieht.<sup>9</sup> Auch seine weithin

6 Theodor W. Adorno; Max Horkheimer: *Dialektik der Aufklärung*. Philosophische Fragmente. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1981, S. 283.

7 Giorgio Agamben: *Das Offene*. Der Mensch und das Tier. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2003, S. 47.

8 Jacques Derrida: *Das Tier, welches ein Wort!* In: Stiftung Deutsches Hygiene-Museum (Hrsg.): *Mensch und Tier. Eine paradoxe Beziehung*. Begleitbuch zur Ausstellung *Mensch und Tier. Eine paradoxe Beziehung*, Deutsches Hygiene-Museum 22. November 2002 bis 10. August 2003. Ostfildern-Ruit: Hatje Cantz 2002, S. 191 – 209, hier: S. 191.

9 Agamben, *Das Offene* (wie Anm. 7), S. 26.

bekannte Metapher der »anthropologischen Maschine« zielt auf diese ebenso bewusste wie unbewusste Selbstkonstruktion des Menschen,<sup>10</sup> der schließlich Erzeuger und Erzeugnis seiner Separation ist. Durch die Segmentierung in Mensch und Tier teilt er im Grunde auch sich; er wird zur gegliederten Kreatur, die sich nun konsequent »zwischen den Tieren als Tier und Nichttier«<sup>11</sup> bewegt und sich über ein Mensch-Sein zu definieren sucht, welches letztlich nur eine Spielart kulturell komponierten Tier-Seins ist – »eine Zone der Unbestimmtheit«.<sup>12</sup> Dementsprechend ist die Abgrenzung zum Tier auch ein derart dringliches Bestreben,<sup>13</sup> welches sprachlich und lebensweltlich besonders vehement zu etablieren und stabilisieren versucht wird.

Die diffuse Struktur der Grenze lässt sich im Gesamten aber nur schwerlich eskamotieren, wie vor allem an der Stellung der Menschenaffen, der *Hominidae*, denen eigentlich auch der Mensch angehört, transparent wird. Für den Grenzbegründer stellen diese Verwandten ein drohendes Residuum dar; sie bewohnen förmlich die Grenze und spiegeln durch ihr bloßes Dasein unaufhörlich die Willkür der Demarkation. Der Affe, um den Begriff hier etwas zu verbreitern und das zu gebrauchende Vokabular zu vereinfachen, ist die Grenzgestalt schlechthin.

## 1.2 An der Grenze des Anderen: der Affe

Wie alt ich hier bin, weiß ich gar nicht. Damals gehörte ich wohl noch vollständig mir an und es scheint mir sehr behaglich gewesen zu sein. Als Erstgeborener bin ich viel

<sup>10</sup> Vgl. Ebd., S. 42 ff.

<sup>11</sup> Helmuth Plessner: Das Problem der menschlichen Umwelt. In: Ders.: Politik – Anthropologie – Philosophie. hg. von Hans Ulrich Lessing und Salvatore Giamusso. München: Wilhelm Fink Verlag 2001, S. 168 – 175, hier: S. 175.

<sup>12</sup> Das Voraussetzen des ›Humanen‹ erschaffe im Gesamten »eine Zone der Unbestimmtheit, wo das Außen nichts als die Ausschließung des Innen und das Innen seinerseits nur die Einschließung eines Außen ist«. Agamben, Das Offene (wie Anm. 7), S. 47.

<sup>13</sup> Jochen Thermann formuliert hierzu, dass die Einsicht der eigenen Tierhaftigkeit beim Menschen vor allem Scham heraufbeschwöre: »Das Tier berührt den Menschen an einer empfindlichen Stelle, an seiner Scham, letztlich bloß ein Tier zu sein, dem es gelungen ist, mit zivilisatorischen Kleidern, religiösen Accessoires und philosophischen Bonmots davon abzulenken, wie gierig er nach Lust, Nahrung, Schutz und Wärme ist, weil er selbst ein Tier ist.« Jochen Thermann: Kafkas Tiere. Fährten, Bahnen und Wege der Sprache. Marburg: Tectum Verlag 2010, S. 10.

photographiert worden und es gibt also eine große Reihenfolge von Verwandlungen. [...] Gleich im nächsten Bild trete ich schon als Affe meiner Eltern auf.<sup>14</sup> – Franz Kafka an Felice Bauer, 28. November 1912

Der Affe wird seit jeher in verschiedensten kulturellen Figurationen entworfen, z. B. als Mischwesen, Teufelsgestalt, Grenzmarkierung und Erkenntnismetapher.<sup>15</sup> Unabhängig der expliziten Auslegung fungiert der Affe dabei immer als Indikator – er ist ein gängiger Anlass für den Menschen über sein Menschsein zu sinnieren.

Grundlegend kommt dem Affen im Kulturellen eine privilegierte Stellung zu: er ist der designierte Stabilisator, der Puffer zwischen dem Tierischen<sup>16</sup> und

---

14 Franz Kafka: Briefe an Felice und andere Korrespondenz aus der Verlobungszeit. Hg. von Hans-Gerd Koch. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch 2015, S. 118.

15 Vgl. Roland Borgards: Affenpoesie. Literatur und Wissen in der frühen Neuzeit. In: Luca Tori; Aline Steinbrecher (Hrsg.): *Animali. Tiere und Fabelwesen von der Antike bis zur Neuzeit*. Ausstellungskatalog des Schweizerischen Nationalmuseums. Zürich: Skira 2013, S. 255 – 263, hier: S. 256ff; 262. Zudem beschreibt Borgards in seinem Beitrag *Affen. Von Aristoteles bis Soemmerring* die Genese des Symbol-Affen von der antiken Zoologie bis zu den Ansätzen des 18. Jahrhunderts. Vgl. Roland Borgards: *Affen. Von Aristoteles bis Soemmerring*. In: Günter Oesterle; Roland Borgards; Christiane Holm (Hrsg.): *Monster. Zur ästhetischen Verfasstheit eines Grenzbewohners*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2010, S. 239 – 253. Auch Gerhard Neumann beschäftigt sich eindringlich mit dem Motiv des Affen und verortet seine Argumentation sehr anschaulich zwischen Kunst und Literatur. Vgl. Gerhard Neumann: *Der Blick des Anderen. Zum Motiv des Hundes und des Affen in der Literatur*. In: Ders.: *Kafka Lektüren*. Berlin: De Gruyter 2013, S. 287 – 327, hier: S. 306 ff.

16 Im Rahmen der Human-Animal Studies, einem vergleichsweise jungen interdisziplinären Forschungsfeld, wurde auch eine Neuordnung vermeintlich fester Begrifflichkeiten umfassend diskutiert. So werden z. B. die Menschen als *human-animals* und die Tiere als *non-human-animals* bzw. *other animals* verstanden. In der deutschsprachigen Debatte ist im Zuge dessen vermehrt auf das pejorative Adjektiv »tierisch« verzichtet worden, welches sich im Sprachgebrauch als Antonym zum durchweg positiv konnotierten »menschlich« etabliert hat. Anstatt also vom »Tierischen« zu sprechen, könnte auch dem wertungsfreieren »Tierlichen« der sprachliche Vorrang gewährt werden. Vgl. Aline Steinbrecher: *Tiere und Geschichte*. In: Roland Borgards (Hrsg.): *Tiere. Ein kulturwissenschaftliches Handbuch*. Stuttgart: J. B. Metzler 2016, S. 7 – 16, hier: S. 14. Ein ebenso bündiger wie präziser Abriss zu den unterschiedlichen Forschungspositionen innerhalb der Human-Animal Studies findet sich z. B. bei Ramponi und Willner. Vgl. Patrick Ramponi; Jenny Willner: *Nachdarwinistische Obsessionen. Eine Vorgeschichte der Human-Animal-Studies*. In: Cornelia Ortlieb; Patrick Ramponi; Jenny Willner (Hrsg.): *Das Tier als Medium und Obsession. Zur Politik des Wissens von Mensch und Tier um 1900*. Berlin: Neofelis Verlag 2015, S. 9 – 45, hier: S. 30 – 39.

dem Menschlichen. Dadurch wird er jedoch zum lebenslangen Grenzschutz verurteilt, somit zur Existenz der Peripherie. Die Geste ist eine durchaus politische, mit deren Hilfe eine direkte Unterscheidung<sup>17</sup> gewährleistet werden soll. Im Affen lauert nämlich die evidente Gefährdung jedweden anthropologischen Differenzdenkens; das Tier als faszinierender Störfall, als Lebewesen ängstigender biologischer Nähe. Dabei weist bereits die Funktionalisierung zum Grenzer eine direkte Nachbarschaft zum Menschen aus. Dieser sucht die eigene Position genauso im Affen, wie er sie mit Hilfe des Affen selbst konstruiert. Er identifiziert in ihm das Eigene im Anderen und anhand von ihm das Andere im Eigenen – dadurch wird der Affe zum schaurigen Exponat der unbestreitbaren, eigenen Tierhaftigkeit:<sup>18</sup>

Ein Monster ist der Affe dem Menschen gerade wegen seiner Menschenähnlichkeit; nicht wegen seiner absoluten Alterität, sondern wegen seiner relativen Alterität. Aus ihm strömt die theriotope Unruhe des gegebenen Dritten. Er ist kein Tier wie die anderen, sondern ein menschenähnliches, weshalb die Abgrenzung besonders nötig und mit besonderer rhetorischer Energie betrieben wird.

Eine klare Differenzierung in herkömmliche Kategorien von Tier *oder* Mensch wurde bereits mit der Ausformulierung der Evolutionstheorie instabil. Dabei sind anatomische Parallelen durchaus einfacher zu akzeptieren, als Analogien im Bereich des Mentalen. Das was nebulös und abstrakt als Geist behauptet wird, ist jedoch keine exklusive Erscheinung, die allein dem Menschen überantwortet ist. Tiere erschaffen und pflegen soziale Strukturen, nutzen und lagern Werkzeuge, bedienen sich verschiedenster Symbolsprachen, empfinden

17 Dabei bestimmt die anthropologische Differenz, also die Mensch-Tier-Unterscheidung, aber »nicht nur, was der Mensch im Unterschied zum Tier ist, sondern zugleich, was er im Unterschied zum Tier zu sein hat«. Dementsprechend ist ihr nicht nur eine deskriptive, sondern auch eine normative Dimension zueigen. Markus Wild: Anthropologische Differenz. In: Roland Borgards (Hrsg.): Tiere. Kulturwissenschaftliches Handbuch. Stuttgart: J. B. Metzler 2016, S. 47 – 59, hier: S. 48.

18 Borgards, Affen (wie Anm. 15), S. 252. Mit der Wendung »theriotope Unruhe« rekurriert Roland Borgards auf seinen Neologismus der Theriotopie. Ein Begriff mit dessen Hilfe er »Tier-Raum-Konstellation[en]« zu systematisieren sucht. Vgl. Roland Borgards: Hund, Affe, Mensch. Theriotopien bei David Lynch, Paulus Potter und Johann Gottfried Schnabel. In: Maximilian Bergengruen; Roland Borgards (Hrsg.): Bann der Gewalt. Studien zu Literatur- und Wissensgeschichte. Göttingen: Wallstein 2009, S. 105 – 142, hier: S. 110 f.

Empathie und sind durchaus in der Lage zu lügen.<sup>19</sup> Abstufungen sind im Gesamten also vielmehr graduell, statt substanziell. Doch ist es selbstredend wesentlich bequemer sich als »Basis-Version eines Engels zu begreifen, statt als die Turbo-Version eines Affen«. <sup>20</sup> Demgemäß schließt Charles Darwins *Die Abstammung des Menschen* mit dem Kommentar:<sup>21</sup>

Wir müssen indessen, wie es scheint, anerkennen, daß der Mensch mit allen seinen edlen Eigenschaften, mit der Sympathie, welche er für die Niedrigsten empfindet, mit dem Wohlwollen, welches er nicht bloß auf andere Menschen, sondern auch auf die niedrigsten lebenden Wesen ausgedehnt, mit seinem gottähnlichen Intellect, welcher in die Bewegungen und die Constitution des Sonnensystems eingedrungen ist, mit allen diesen hohen Kräften doch noch in seinem Körper den unauslöschlichen Stempel eines niederen Ursprungs trägt.

Dieser »unauslöschliche Stempel eines niederen Ursprungs« bewegte die Literatur und Wissenschaft im ausgehenden 19. Jahrhundert ungemein.<sup>22</sup> Der Mensch also nicht als vorbestimmte, durch eine »finale Teleologie« gesteuerte Macht- und Existenzmaschine,<sup>23</sup> sondern als hochentwickeltes Tier, hervorgegangen aus einem *survival of the fittest*.<sup>24</sup> Mensch und Affe: in naturaler Perspektive einig und durch kulturelle Dissonanz separiert.

19 Vgl. Volker Sommer: Vorbei mit den Grenzen. Warum sich der Mensch nur graduell vom Tier unterscheidet. *SWR2 Aula* 22.11.2009 [Audiodatei]. Verfügbar unter: <http://kunstfuertiere.de/blog/?p=191> (Stand: 10.07.2018).

20 Ebd.

21 Charles Darwin: *Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl*. Stuttgart: E. Schweizerbart'sche Verlagshandlung 1871, S. 357.

22 Vgl. Leena Elittä: *Approaches to Personal Identity in Kafka's Short Fiction: Freud, Darwin, Kierkegaard*. Helsinki: Finnish Academy Sciences 1999, S. 116 ff. Bezüglich der Positionen Darwins formierten sich durchaus auch kritische Stimmen, die mit ihrem Widerspruch die Tragweite der gesamten Problematik mithin zusätzlich bekräftigten. Zur literarischen Rezeption im deutschsprachigen Raum hat beispielsweise Peter Sprengel gearbeitet. Vgl. Peter Sprengel: *Darwin in der Poesie. Spuren der Evolutionslehre in der deutschsprachigen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts*. Würzburg: Königshausen & Neumann 1998.

23 Harald Neumeyer: *Franz Kafka: Ein Bericht für eine Akademie* (1917). In: Roland Borgards; Harald Neumeyer; Nicolas Pethes; Yvonne Wübben (Hrsg.): *Literatur und Wissen. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Stuttgart: J. B. Metzler 2013, S. 390 – 394, hier: S. 390.

24 Vgl. Bianca Theisen: *Naturtheater. Kafkas Evolutionsphantasien*. In: Claudia Liebrand; Franziska Schössler (Hrsg.): *Textverkehr. Franz Kafka und die Tradition*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2004, S. 273 – 290, hier: S. 282 – 283.



Auch Franz Kafka tritt, mit der im Jahr 1917 entstandenen Erzählung *Ein Bericht für eine Akademie*,<sup>25</sup> als Schöpfer eines kritischen Grenzszenarios in Erscheinung. Er offeriert einen Affen namens Rotpeter, der im Zuge seiner »vorwärts gepeitschten Entwicklung« schließlich »in die Menschenwelt eingedrungen ist und sich dort festgesetzt hat.«<sup>26</sup> Das »äffische[ ] Vorleben«<sup>27</sup> liege nahezu fünf Jahre zurück und die Integration bzw. Assimilation sei zum jetzigen Zeitpunkt in befriedigendem Maße abgeschlossen.<sup>28</sup> Resümierend hebt Rotpeter hervor: »Durch eine Anstrengung, die sich bisher auf der Erde nicht wiederholt hat, habe ich die Durchschnittsbildung eines Europäers erreicht.«<sup>29</sup> Bereits an dieser Stelle wird deutlich, dass der Affe nicht nur Tier ist, sondern auch nachgezogenes Modell und beispielloses Anschauungsmaterial der Hominisation.

Die Vorgeschichte des Protagonisten, wenngleich sie auch »nur noch ein erahnbares Sediment seines Wesen[s] ist«,<sup>30</sup> entfaltet außerdem eine gewisse elysische Wirkkraft. Der Name »Goldküste« hallt lange nach; er erscheint wie eine Verheißung und strahlt Geborgenheit im Schoße der Natur aus.<sup>31</sup> Durch Schüsse wird das Tier aus diesem Paradies vertrieben und erwacht

25 Franz Kafka: *Ein Bericht für eine Akademie*. In: Ders.: Drucke zu Lebzeiten. Hg. von Wolf Kittler, Hans-Gerd Koch und Gerhard Neumann. Frankfurt am Main: Fischer 1994 (= Schriften Tagebücher Briefe Kritische Ausgabe. Hg. von Jürgen Born, Gerhard Neumann, Malcolm Pasley und Jost Schillemeit), S. 299 – 313. Aufgrund der Fülle an Verweisen sei *Ein Bericht für eine Akademie* im Folgenden, wie im Siglenverzeichnis ausgewiesen, mit dem Buchstaben B und der dazugehörigen Seitenzahl abgekürzt. Die Erzählung wurde im *Oktavheft D* niedergeschrieben und »vermutlich einige Tage vor dem 22. April 1917 fertiggestellt«. Dies ist den überlieferungs- und entstehungsgeschichtlichen Anmerkungen von Roger Hermes zu entnehmen. Vgl. Franz Kafka: Die Erzählungen und andere ausgewählte Prosa. Hg. von Roger Hermes. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch 2002, S. 564 f.

26 B, S. 299 f. Die Grenze Mensch/Affe hat in der Literatur Tradition, wie z.B. Horst-Jürgen Gerigk in seiner einschlägigen Monographie u.A. anhand von E. T. A. Hoffmann, Wilhelm Hauff, Wilhelm Busch, Gustave Flaubert, Edgar Allan Poe, Jules Verne, Robert Musil, Georg Heym und Franz Kafka ausführt. Vgl. Horst-Jürgen Gerigk: *Der Mensch als Affe in der deutschen, französischen, russischen, englischen und amerikanischen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts*. Hürtgenwald: Guido Pressler Verlag 1989.

27 B, S. 299.

28 Vgl. B, S. 312 f.

29 B, S. 312.

30 Michael L. Rettinger: *Kafkas Berichterstatter. Anthropologische Reflexionen zwischen Irritation und Reaktion, Wirklichkeit und Perspektive*. Frankfurt am Main: Europäischer Verlag der Wissenschaften 2003, S. 24.

31 B, S. 301.

in der Menschenwelt; ein »Reaktionsdilemma[ ]«. <sup>32</sup> Desintegration wird somit als elementarer Status vorgeführt, <sup>33</sup> denn erst dadurch kommt die Kreatur in eine Situation, die den retrospektiven Bericht begründet und ermöglicht. Die Existenz des tierischen Protagonisten gerät also durch einen Akt der Ausschließung in Aufruhr, der sich im Ritual inferiorer Einschließung fortsetzt. Gewaltsam in den kulturellen Bezirk des Menschen eingefasst wird der Affe Kafkas schließlich in gedoppelter Form in einem human-animalen Grenzgebiet festgesetzt: zum einen durch das Faszinosum seines geglückten Grenzübertritts, und zum anderen durch seine Obliegenheit, als »anthropologische Reflexionsfigur«, <sup>34</sup> passiver Resonanzraum des menschlichen Selbstverständnisses zu sein. Gerhard Neumann liest die Erzählung *Ein Bericht für eine Akademie* gar als »Kafkas kulturanthropologisches Vermächtnis« und hält fest: <sup>35</sup>

[...] der Affe in der Position des ›geliebten Augenblicks‹ bei der Verwandlung des Tiers in den Menschen, besetzt [...] genau die heikelste Lücke, die sich zwischen bedrohlicher Nähe und bedrohlicher Ferne von Mensch und Tier, zwischen Identisch- und Verwandelt-Sein, zwischen Doublette und Karikatur des Menschen, zwischen naturgeschichtlichem Doppelgänger und Defiguration des Humanen auftut.

### 1.3 Das unsichere Grenzgebiet

Ein solches Taxieren der Grenzen des Humanen, welches hier anhand der Zwischenexistenz Rotpeters durchgespielt wird, ist jedoch bekanntermaßen kein Unikum im Œuvre Franz Kafkas. Immer wieder wird der karge

<sup>32</sup> Rettinger, Kafkas Berichterstatter (wie Anm. 30), S. 22.

<sup>33</sup> In seiner wegweisenden Monographie deutet Emrich, mit Blick auf die Gesamtheit der Erzählungen Franz Kafkas, einen ähnlichen Zusammenhang an: »Die Grundstruktur der Erzählungen Kafkas wird somit einsichtig: Immer fällt der Held dieser Erzählungen aus einer endlichen, scheinbar fest gefügten Ordnung heraus, öffnet sich ihm plötzlich schreckhaft das ›Ganze‹ des Daseins, durch das er nun hilflos hin und her taumelt, auf der Suche nach einem wahren Gesetz, das er nirgends zu finden vermag, das aber dennoch unverrückbar als Ziel seines Lebens aufgestellt ist.« Wilhelm Emrich: Franz Kafka. Bonn: Athenäum-Verlag 1958, S. 42.

<sup>34</sup> Borgards, Affenpoesie (wie Anm. 15), S. 262.

<sup>35</sup> Gerhard Neumann: Kafkas Verwandlungen. In: Aleida Assmann; Jan Assmann (Hrsg.): Verwandlungen. München: Wilhelm Fink Verlag 2006, S. 245 – 266, hier: S. 257.

Grenzbereich formiert und konsequent beschritten – die »Wüstenwelt«, wie Deleuze und Guattari ausführen.<sup>36</sup> Und gerade dieses ›wüste‹ Gelände soll das Beschäftigungsfeld der vorliegenden Untersuchung sein, da es in besonderem Maße Hort des Inhumanen und Sphäre der Unterminierung vermeintlich distinkter Grenzen ist. Walter Benjamin prägte dazu das populäre Bild vom fremden Kontinent Kafkas:<sup>37</sup>

Man kann die Tiergeschichten Kafkas auf eine gute Strecke lesen, ohne überhaupt wahrzunehmen, daß es sich gar nicht um Menschen handelt. Stößt man dann auf den Namen des Geschöpfes – des Affen, des Hundes oder des Maulwurfs – so blickt man erschrocken auf und sieht, daß man vom Kontinent des Menschen schon weit entfernt ist.

Der Leser wird ohne sein tatsächliches Zutun vorübergehend expatriiert. Er ist der passive Teil einer vorsätzlichen Entfernung vom »Kontinent des Menschen«, die im Gesamtwerk Kafkas eben keine singuläre Erscheinung ist<sup>38</sup>

---

36 Gilles Deleuze; Félix Guattari: Kafka. Für eine kleine Literatur. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1976, S. 15. Auch wird das Bild der Wüstenwelt von Kafka selbst gebraucht, wenn er z. B. im Spätsommer 1920 schreibt: »Die geistige Wüste. Die Leichen der Karawanen Deiner früheren und Deiner späteren Tage.« Franz Kafka: Nachgelassene Schriften und Fragmente II. Hg. von Jost Schillemeit. Frankfurt am Main: Fischer 1992, S. 355. Zudem wird später auf das kurze Fragment *Nachts* einzugehen sein, welches das Motiv der »wüste[n] Gegend« als Grenzfrage verarbeitet. Vgl. Ebd., S. 261. Auch widmet sich Achim Küpper in seinem Beitrag *Figurationen zwischen Eis und Wüste* eindringlich den Extremtopografien Wüste und Eiswüste und spürt anhand der Erzählungen *Schakale und Araber*, *Der Kübelreiter* und *Ein Landarzt* der Bedeutung einer derartigen poetischen Landschaftsgestaltung nach. Dabei nimmt er besonders die Figur des Vampirs, als Zwischenwesen, welches in seiner Unbestimmtheit den untersuchten Zwischenzonen zu entsprechen scheint, in den Blick. Vgl. Achim Küpper: *Figurationen zwischen Eis und Wüste – Textgebiete bei Franz Kafka. Von Vampiren und anderen Kreaturen aus der Zwischenzone*. In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft. Berlin, Boston: De Gruyter 1957, S. 453 – 478.

37 Walter Benjamin: Franz Kafka. Zur zehnten Wiederkehr seines Todestages. In: Ders.: Benjamin über Kafka. Texte, Briefzeugnisse, Aufzeichnungen. Hg. von Hermann Schwepphäuser. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1981, S. 9 – 38, hier: S. 19 f. Benjamins Gedankenspiel des ›fremden Kontinents‹ haben Scherpe und Wagner sogar als Zugangspassage und Titelidee ihres Sammelwerks auserkoren. Vgl. Klaus R. Scherpe; Elisabeth Wagner (Hrsg.): *Kontinent Kafka*. Berlin: Vorwerk 8 2006.

38 Es ist äußerst diffizil eine quantitative Analyse der direkten und indirekten literarischen ›Tiernutzungen‹ Kafkas vorzulegen, denn alle Schriftstücke des Autors nach Tierverweisen und -nennungen zu durchforschen, ist nicht nur ungemein zeitaufwendig, sondern durch die Vielzahl von unterschiedlichen Veröffentlichungen, die z. B. ausgewählte

und als gefährdende Distanzmodifikation bereits von einer gewissen Affinität zum ›Anderen‹ des Humanen zeugt.<sup>39</sup> Dieses Nichtmenschliche bzw. Animale gewinnt für Franz Kafka, gerade nach der Publikation seines ersten Erzählbandes *Betrachtung* Ende des Jahres 1912,<sup>40</sup> literarisch<sup>41</sup> zusehends an Relevanz. Die achtzehn Prosatexte jenes ersten Buches entbehren das (ver)handelnde Tier, sozusagen den sprachbegabten, nichtmenschlichen Akteur und zeichnen sich außerdem durch eine generelle Tierarmut aus. Erst in den Folgejahren ist

---

Erzählungen und Fragmente als Zusammenstellungen präsentieren, überdies kaum zufriedenstellend und vor allem allgemeingültig durchführbar. Im angloamerikanischen Raum hat wohl Donna Yarri den ersten nennenswerten Versuch einer solchen Auflistung vorgelegt, wenngleich diese auch notwendigerweise auf den zahlreichen Übersetzungen des Gesamtwerks Kafkas fußt. Vgl. Donna Yarri: *Index of Kafka's Use of Creatures in His Writings*. In: Marc Lucht; Donna Yarri (Hrsg.): *Kafka's Creatures. Animals, Hybrids, and Other Fantastic Beings*. Lanham, Boulder, New York [u. a.]: Lexington Books 2010, S. 269 – 283. Es ist also festzuhalten, dass zum einen eine gewisse länderübergreifende Unschärfe und Unordnung des literarischen Materials vorherrscht und es zum anderen erforderlich zu sein scheint, ein solches Register auf Grundlage der Kritischen Kafka Ausgabe anzufertigen. Dieser Index sollte formal anders aufbereitet und vor allem wesentlich umfassender sein als die englischsprachige Zusammenstellung der Kreaturen Kafkas. Vgl. Kap. VII.

- 39 Max Brod berichtet z. B. von einer kurzen Episode im Berliner Aquarium, die in gewissem Sinne Kafkas Ideal einer lebensweltlichen Eintracht mit der Tierwelt andeutet: »Da sprach er zu den Fischen in den leuchtenden Kästen. ›Jetzt kann ich ich euch schon ruhig anschauen, ich esse euch nicht mehr.‹ Es war die Zeit, in der er strenger Vegetarianer geworden war. Wenn man solche Aussprüche Kafkas nicht selbst aus seinem Munde gehört hat, kann man sich schwerlich eine Vorstellung davon machen, wie einfach und leicht, ohne alle Affektion, ohne das geringste Pathos (das ihm überhaupt fast völlig fremd war) Derartiges von ihm gesagt wurde.« Max Brod: *Über Franz Kafka*. Frankfurt am Main: Fischer 1974, S. 70.
- 40 Alt zufolge erschien das erste Buch Kafkas, welches vom jungen, 1908 in Leipzig gegründeten Rowohlt Verlag verlegt wurde, nicht, wie es der Einband der ersten Ausgabe suggerieren würde, 1913, sondern bereits Ende des Jahres 1912. Vgl. Peter-André Alt: *Franz Kafka: Der ewige Sohn. Eine Biographie*. München: C. H. Beck Verlag 2005, S. 248.
- 41 Zur allgemeinen Beschaffenheit von- und zum Umgang mit Tieren in der Literatur schreibt Roland Borgards in *Tiere in der Literatur. Eine methodische Standortbestimmung*. Vgl. Roland Borgards: *Tiere in der Literatur – eine methodische Standortbestimmung*. In: Herwig Grimm; Carola Otterstedt (Hrsg.): *Das Tier an sich. Disziplinenübergreifende Perspektiven für neue Wege im wissenschaftsbasierten Tierschutz*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2012, S. 87 – 118. Borgards hat zudem in jüngster Vergangenheit das vielseitige Handbuch *Tiere. Ein kulturwissenschaftliches Handbuch* herausgegeben. In dieser Publikation widmet er sich dem Themenfeld des literarischen Tieres erneut. Vgl. Roland Borgards: *Tiere in der Literatur*. In: Ders. (Hrsg.): *Tiere. Ein kulturwissenschaftliches Handbuch*. Stuttgart: J. B. Metzler 2016, S. 225 – 244.

gewissermaßen eine Akkumulation des Tierischen bemerkbar, die bisweilen auch mit dessen Versprachlichung einhergeht. Der zweite Sammelband *Ein Landarzt*, der 1920 veröffentlicht wird, belegt diese Tendenz eindrucklich, da fast ausnahmslos alle der vierzehn Erzählungen diegetische oder semiotische Tiere<sup>42</sup> beinhalten. Dabei ist nicht nur die Schar der statierenden animalen Kreaturen beachtlich angewachsen, auch treten diese nun, erstmals nach Gregor Samsa aus *Die Verwandlung*, als Protagonisten und zentrale Figuren in Erscheinung; so z. B. in *Ein Bericht für eine Akademie*, *Der neue Advokat* oder *Schakale und Araber*. Die Signifikanz der Auseinandersetzung mit dem Anderen des Humanen ist für Kafka demnach offenkundig gewachsen; auch ebbt sie im Spätwerk nicht ab, sondern setzt sich, mit Tiergeschichten wie beispielsweise *Josefine, die Sängerin oder das Volk der Mäuse*, stringent bis zum letzten zu Lebzeiten veröffentlichten Sammelband *Ein Hungerkünstler* von 1923 fort. Entsprechend bruchlos passt sich auch das breite Spektrum des posthum verlegten Kleinteiligen in dieses Bild ein; nennenswerte Erzählungen und Fragmente, die sich ringsum den Komplex des Inhumanen gruppieren sind hier etwa *Eine Kreuzung*, *Der Geier*, *Kleine Fabel*, *Forschungen eines Hundes*, *In unserer Synagoge* und *Der Bau*.

Trotz der Tatsache, dass nichtmenschliche Kreaturen also überall im Schreiben Kafkas zu wimmeln scheinen, ist es keineswegs das Bestreben dieser Arbeit, das kaum überschaubare Spektrum derer qualitativ zu erörtern.<sup>43</sup> Vielmehr gilt es im Folgenden wesentliche Unbestimmtheiten

---

42 Nach Roland Borgards existiert das semiotische Tier im Text nur als Zeichen und nicht als ›leibliche‹ Gestalt der erzählten Welt, wohingegen dem diegetischen Tier ein ›tatsächliches‹ Dasein im diegetischen Kosmos zu eigen ist. Borgards gliedert auf diese Weise nichtmenschliche Textgestalten in Zeichen- und Handlungstiere: »Semiotische Tiere sind solche Tiere, die in Texten ausschließlich als Zeichen, als Träger von Bedeutungen erscheinen. [...] Diegetische Tiere hingegen sind solche Tiere, die *auch als Lebewesen*, als fassbare Elemente der erzählten Welt auftauchen.« Borgards, *Tiere in der Literatur – eine methodische Standortbestimmung* (wie Anm. 41), S. 98. [Hervorhebung im Original]

43 Der Forschungsstand zum Tier Kafkas sei an dieser Stelle kurz angerissen. Festzuhalten ist, dass die ältere Forschung das Tier stets pflichtgemäß mitbearbeitet hat. Der breite Fundus an Tier-Erzählungen und -Fragmenten forderte selbstredend eine interpretatorische Bezugnahme. In der reichen Bearbeitungstradition der Kafka-Forschung sind dabei ebenso vielfältige wie interessante Ansätze zu verzeichnen, die jedoch meist kleinere Teile einer Gesamtstudie waren, z. B. bei Emrich oder Sokel. Die 1969 veröffentlichte Dissertation von Karl Heinz Fingerhut mit dem Titel *Die Funktionen der Tierfiguren im Werke Franz Kafkas. Offene Erzählgerüste und Figurenspiele* widmete sich erstmals

näher zu untersuchen – das meint, dass der Fokus auf den Grenzverletzern, Überwechslern und Renegaten liegt, die die Verwerfung verkörpern oder zumindest besiedeln. Anstatt also die Analyse sämtlicher Tierfiguren Kafkas vorzunehmen, wird es explizit um einige ausgewählte Hybriden, Außenseiter, Eremiten, Untote und Sonderlinge gehen, deren Status exemplarisch für die Auseinandersetzung mit Kafkas Konzeption des Anderen fruchtbar gemacht werden kann. Ein ›tatsächliches‹ Inhumansein soll hierbei keine Prämisse darstellen, da vor der Folie der systematischen, menschlichen Grenzziehung eigen/anders auch Akteure berücksichtigt werden müssen, die anders gemacht werden oder anders machen.

Alle zu behandelnden Figuren eint jedoch, dass sie unfreiwillige Einheimische ihres jeweiligen Grenzgebietes sind und von dieser Demarkation unnachgiebig durchdrungen werden. Ihr Dasein steht folglich ganz im Zeichen der Nahtstelle, des prekären Bereichs, der Passage – sie sind kreatürlichen Zwischenzonen verhaftet, die bei Kafka nicht nur ideell zugeordneter, sondern mitunter gar leiblich biologischer Natur sein können und stets durch eine initiale Abweichungen konstituiert werden. Die *Abweichung selbst* ist zwar meistens nicht mehr nachvollziehbar, doch bricht das betreffende Geschöpf *als Abweichendes* immer unvermittelt und selbstverständlich in die scheinbar fest gefügte diegetische Welt ein; ganz ähnlich der durstigen Karnivoren eines kurzen Aphorismus Kafkas: »Leoparden brechen in den Tempel ein und saufen die Opferkrüge leer; das wiederholt sich immer wieder; schließlich kann man es vorausberechnen, und es wird ein Teil der Zeremonie.«<sup>44</sup> Das anormale Element,

---

ausschließlich dem Tier. Ungeachtet dessen, muss die genuine Auseinandersetzung mit dem Animalen als ein recht vereinzelt Phänomen neuerer kulturwissenschaftlich-, anthropologisch-motivierter Lektüren herausgestellt werden, z. B. bei Thermann. Vgl. Jochen Thermann, *Kafkas Tiere. Fahrten, Bahnen und Wege der Sprache*. Marburg: Tectum Verlag 2010. Zudem ist der vierte Band der Reihe *Forschungen der deutschen Kafka-Gesellschaft* im Gesamten dem Tier Kafkas gewidmet und präsentiert eine große Vielzahl bemerkenswerter Einzelbearbeitungen. Vgl. Harald Neumeyer; Wilko Steffens (Hrsg.): *Kafkas Tiere. Forschungen der deutschen Kafka-Gesellschaft Bd. 4*, Würzburg: Königshausen & Neumann 2015. Besonders anregende Impulse kommen außerdem von Gerhard Neumann, der z. B. in seinem wegweisenden Beitrag *Der Blick des Anderen* mustergültig vorgeführt hat, wie eine weit gefächerte und dennoch stringente Auseinandersetzung mit den Tieren (hier am Beispiel von Hund und Affe) aussehen kann. Vgl. Gerhard Neumann: *Der Blick des Anderen. Zum Motiv des Hundes und des Affen in der Literatur*. In: Ders.: *Kafka Lektüren*. Berlin: De Gruyter 2013, S. 287 – 327.

44 Franz Kafka: *Nachgelassene Schriften und Fragmente II*. Hg. von Jost Schillemeit. Frankfurt am Main 1992, S. 117.

hier in Form des Animalen, das erst abrupt und dann zunehmend ritualisiert ins Eigene und somit in den ebenso geheiligten wie gesicherten kulturellen Raum eindringt, wird geduldet; es wird als Faktum in die Welt eingelassen. Dieser Modus ist bezeichnend für alle Texte Franz Kafkas, die kreatürliche Interferenzen oder Hybridisierungen zum Thema haben. Manchmal zaghaft und meist mit vehementer Dringlichkeit flackert dort die vorbehaltlos akzeptierte Störung. Das Banale wird sozusagen um die Anomalie ergänzt,<sup>45</sup> um dieser neu kreierten, virulenten Faktizität darauffolgend mit innigster Normalität zu begegnen. Dadurch werden immer wieder ohne Weiteres hingegenommene, unsichere Grenzkonstellationen offenbar – doch eben nicht ausschließlich im human-animalen Zwischenraum, sondern auch im dinglich-kreatürlichen<sup>46</sup> bzw.

---

45 »Alltag und Phantastik« brechen, laut Gerhard Neumann, »unvermittelt und befremdlich ineinander ein[ ].« Gerhard Neumann: Franz Kafka. Der Name, die Sprache und die Ordnung der Dinge. In: Wolf Kittler; Gerhard Neumann (Hrsg.): Franz Kafka: Schriftverkehr. Freiburg: Rombach Verlag 1990, S. 11 – 29, hier: S. 11. Hier kann kurz angemerkt werden, dass Todorov bekanntlich das »Fantastische« vom Märchenhaften bzw. Wunderträchtigen trennt. Das Wunderträchtige umfasse Märchen und Mythos und sei von einer empirisch nachvollziehbaren Alltagswelt radikal getrennt. Als das Fantastische hingegen definiert er den Einbruch eines abnormen Zustands in eine ansonsten unverändert bleibende Wirklichkeit. Vgl. Tzvetan Todorov: Einführung in die fantastische Literatur. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch 1992, S. 150 ff. Oliver Jahraus hält ebenfalls fest, dass in Kafkas realistisch dargestellte Texte plötzlich ein Element einbricht, welches die Realität in Frage stellt. Dieses könne »durchaus als ein phantastisches« gewertet werden, doch schreibe Kafka keine fantastische Literatur: »Der Unterschied zwischen seiner und der phantastischen Literatur besteht nämlich darin, dass dort der Bruch der Realität von den in dieser Realität agierenden Personen zumeist auch als phantastisch und damit als Bruch der Realität erlebt wird. Nicht so bei Kafka: Das Phantastische wird in seinen Texten nicht als Phantastisches verstanden, sondern es wird umstandslos als Teil der Realität akzeptiert.« Vgl. Oliver Jahraus: Kafka – Leben, Schreiben, Machtapparate. Stuttgart: Reclam 2006, S. 174 f.

46 Nicht nur die Grenze zwischen Tier und Mensch scheint bei Kafka großflächig nivelliert, sondern auch das Objekt vermag es fließend ins Subjekt überzugehen. Beispielhaft kann hier eine lebendige Brücke angeführt werden, die sehnsüchtig ihrer Nutzung entgegensieht und im Moment der tatsächlichen Begehung einstürzt. Vgl. Franz Kafka: Nachgelassene Schriften und Fragmente I. Hg. von Malcolm Pasley. Frankfurt am Main: Fischer 1993, S. 304 – 305. Auch die von Max Brod posthum veröffentlichte und betitelt Erzählung *Blumfeld, ein älterer Junggeselle* aus dem Jahr 1915 offeriert eine dinglich-kreatürliche Zwischenwelt. Als der Protagonist sein Zimmer betritt erwarten ihn zwei selbständig agierende Zelluloidbälle, die ihn daraufhin als kuriose Haustiere durch seine Wohnung begleiten. Vgl. Ebd., S. 229 – 266. Das bekannteste Beispiel eines solchen Grenzareals ist zweifellos *Odradek* aus der Erzählung *Die Sorge des Hausvaters*. Dieses sprachfähige Wesen wird als wild umwickelter Zwirnstern geschildert, dem ein



tot-lebendigen.<sup>47</sup> So lässt sich, ohne hier zu weit vorgreifen zu wollen, einleitend festhalten, dass die kreatürlichen Grenzen im Œuvre Franz Kafkas immer wieder starken Verunsicherungen unterliegen – sie sind mithin permanent gefährdet bis rücksichtslos durchlässig und somit Schwelle statt Schutz. Ein analoges Bild transportiert einer der *Er*-Aphorismen aus dem Jahr 1920:<sup>48</sup>

Er hat eine eigentümliche Wohnungstür, fällt sie ins Schloß, kann man sie nicht mehr öffnen, sondern muß sie ausheben lassen. Infolgedessen schließt er sie niemals, schiebt vielmehr in die immer halboffene Tür einen Holzbock, damit sie sich nicht schließe. Dadurch ist ihm natürlich alle Wohnungsbehaglichkeit genommen. Seine Nachbarn sind zwar vertrauenswürdig, trotzdem muß er die Wertsachen in einer Handtasche den ganzen Tag mit sich herumtragen und wenn er auf dem Kanapee in seinem Zimmer liegt, ist es eigentlich, als liege er auf dem Korridor, im Sommer weht ihm die dumpfe, im Winter die eiskalte Luft von dort herein.

Was diesen Passus beherrscht, ist das Gefühl der besonders exponierten Stellung des unbestimmten er, welche wiederum aus der puren Porosität des Eigenen erwächst. Die Offenheit<sup>49</sup> der Grenze beunruhigt und raubt jegliche

---

rechtwinkliges Querstäbchen aus der Mitte hervorsteht und dessen Lachen klingt wie das Rascheln gefallener Blätter. Vgl. Franz Kafka: *Die Sorge des Hausvaters*. In: Ders.: Drucke zu Lebzeiten. Hg. von Wolf Kittler, Hans-Gerd Koch und Gerhard Neumann. Frankfurt am Main: Fischer 1994, S. 282 – 284.

- 47 Eine Sonderstellung nehmen die sogenannten *Jäger Gracchus* Fragmente ein. Vgl. Franz Kafka: *Nachgelassene Schriften und Fragmente I*. Hg. von Malcolm Pasley. Frankfurt am Main 1993, S. 305 – 313; 378 – 384. Franz Kafka: *Tagebücher*. Hg. von Hans-Gerd Koch, Michael Müller und Malcolm Pasley. Frankfurt am Main: Fischer 1990 (= *Schriften Tagebücher Briefe Kritische Ausgabe*. Hg. von Jürgen Born, Gerhard Neumann, Malcolm Pasley und Jost Schillemeit), S. 810 – 811. Die Situation des Protagonisten ist einzigartig im Korpus der Erzählungen, denn der Jäger fristet eine Grenzexistenz zwischen Leben und Tod. Er ist ein »Mann der Gewalt, dem das Sterben mißlang«. Adorno äußert dazu pointiert: »Die Grenze zwischen dem Menschlichen und der Dingwelt verwircht sich. [...] Die Zone des Nichtsterbenkönnens ist zugleich das Niemandsland zwischen Mensch und Ding [...]«. Theodor W. Adorno: *Aufzeichnungen zu Kafka*. In: Ders.: *Versuch das Endspiel zu verstehen. Aufsätze zur Literatur des 20. Jahrhunderts*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1972, S. 127 – 166, hier: S. 150; 153.
- 48 Franz Kafka: *Hochzeitsvorbereitungen auf dem Lande / und andere Prosa aus dem Nachlaß*. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch 1994, S. 303.
- 49 Unter dem Leitthema des ›Offenen‹ hat sich, wie bereits angedeutet, unlängst Giorgio Agamben sehr nachhaltig der Anthropologie der Gegenwart gewidmet. Die Dichotomie zwischen Mensch und Tier sei von Menschenhand geschaffen – und der Mensch selbst



Behaglichkeit.<sup>50</sup> Es existiert keinerlei Schutzwall mehr für den Menschen, kein Rückzugsraum. Er ist ausgeliefert, wenn auch seine Umgebung nicht zwingend feindselig erscheint; dennoch ist die Obhut einer festen Demarkation suspendiert. Die Grenze ist dementsprechend inspizier-, passier- und infiltrierbar geworden – sie ist durchlässig und kann in dieser Beschaffenheit weder stabilisieren noch konstituieren. Sie ist kein Organ der Ordnung mehr, da das Eigene bloßliegt und infolgedessen auch die Mechanismen der Ein- und Ausschließung versagen.

Eben solchen Konfigurationen soll die vorliegende Studie – ausdrücklich im Terrain des Kreatürlichen – nachspüren. Es ist also zu untersuchen, ob der wiederholte, vielgestaltige Rückgriff Kafkas auf das in Aufruhr befindliche Grenzgebiet, und demzufolge auch die Auseinandersetzung mit dem ›Anderen‹, in gewissem Sinne einem programmatischen Grundsatz folgt. Dazu wird im ersten Hauptteil *Das Eigene/Andere* (Kap. II) näher auf die Exklusion des Inhumanen sowie die weitreichenden Konsequenzen einer Vertiefung der vermeintlichen Zäsur human/inhuman einzugehen sein. Des Weiteren ist der Typus des Grenzgängers und das Konstrukt der Grenze als Segmentierungs- und Ordnungsinstrument in den Blick zu nehmen. Zentrale Aufmerksamkeit soll dabei der Erschaffung, Wahrung und Verwahrung des Anderen (des Humanen) zukommen, um auf Grundlage dieser Einsichten den Gegenstand der Arbeit überhaupt erst adäquat verhandeln zu können. Das darauffolgende Kapitel *Von der Macht und dem Anderen* (Kap. III) widmet sich anhand einiger ausgewählter Erzählungen exemplarisch dem Bezirk des Human-Animalen. Vornehmlich werden hier Kreaturen und Zwischenwesen zu berücksichtigen sein, die einer beherrschenden Macht als subalternes Anderes gegenüberstehen und durch derlei Konstellationen zur Restrukturierung ihrer Verhältnisse zum Humanen und Animalen genötigt werden. Der Hauptteil *Lebendige Dinge / dingliches Leben* (Kap. IV) konzentriert sich anschließend auf die diversen Hybridisierungen von dinglichem und kreatürlichem Leben; ein Unterfangen, das hier umfassend anthropologisch umrahmt werden soll. Es ist zu ergründen in welcher Form der Mensch seiner

---

somit keine Gattung, sondern gewissermaßen ein von Zäsuren durchfurchtes Artefakt. Vgl. Giorgio Agamben: *Das Offene. Der Mensch und das Tier*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2003.

50 Dabei wird unweigerlich ins Gedächtnis gerufen, was Adorno als Abstraktum der Beliebtheit Kafkas herausgestellt hat: das verwunderliche »Behagen am Unbehaglichen«. Adorno, *Aufzeichnungen zu Kafka* (wie Anm. 47), S. 127.

Dinge bedarf und inwiefern er mithilfe derer seine Welt bzw. seine Ordnung zu schaffen versucht – die wiederum von den Dingkreaturen Kafkas entschieden sabotiert wird. Schließlich ist im letzten Abschnitt *Die ›andere‹ Macht* (Kap. V) auch dem Phänomen des Kunstschaffenden intensiv nachzugehen. Die wandelnde Randexistenz erscheint geheimnisvoll beherrscht und den Sphären des Humanen abgewandt – das macht auch sie für den hier zu entfaltenden Diskurs ausgesprochen brauchbar.